

BERICHTE UND BESPRECHUNGEN

HELMUT BÖTTIGER, *Wir sagen uns Dunkles. Die Liebesgeschichte zwischen Ingeborg Bachmann und Paul Celan*, München (Panttheon) 2017, 272 S.

So dunkel verborgen wie das Nachkriegs-Wien in Carol Reeds bekanntem Film ›Der dritte Mann‹ nach dem gleichnamigen Buch von Graham Greene ist auch das Wissen um die erste Zeit der Liebesbeziehung zwischen der 22-jährigen, aus der südlichen österreichischen Provinz stammenden Philosophie-Studentin Ingeborg Bachmann und dem nur wenige Jahre älteren, heimatlosen, aus Czernowitz stammenden, noch unbekanntem Lyriker Paul Celan im Frühjahr 1948. Folgt man Helmut Böttigers unter dem – ein Gedicht Bachmanns zitierenden – Titel ›Wir sagen uns Dunkles‹ 2017 erschienener Rekonstruktion dieser in vielfacher Hinsicht komplexen „Liebesgeschichte“, so gelangt man an die originalen Schauplätze sowohl des Films als auch der aufflammenden Beziehung, die sich so nachhaltig wie kaum eine andere auf die deutschsprachige Literatur ausgewirkt hat.

Neben dem Prater und dem Riesenrad, wie sie beispielsweise in den späteren Gedichten ›Große Landschaft bei Wien‹ (Bachmann) oder ›Bahndämme, Wegränder, Ödplätze, Schutt‹ (Celan) als deutliche Spuren der frühen Liebesbeziehung genannt werden, erreichen etwa auch die Paulownien im Stadtpark die sinnliche Aufmerksamkeit der beiden Schreibenden. Sie werden ebenso wie die Mohnblumen, die Celan seiner Geliebten schenkt, zum realen, aber auch dichterisch ausgestalteten Symbol: „Der Mohn steht für alle möglichen Spielarten des Vergessens und ist für Celan ein zentrales Motiv. Er findet sich gleich im Titel seines offiziell ersten Gedichtbands ›Mohn und Gedächtnis‹ aus dem Jahr 1952, und die Zeile ›Wir lieben einander wie Mohn und Gedächtnis‹ stammt aus dem Gedicht ›Corona‹, das 1948 in Wien geschrieben worden ist. Es hat erkennbar etwas mit der Beziehung zu Ingeborg Bachmann zu tun, lässt aber einigen Raum für Interpretationen. ›Mohn und Gedächtnis‹ – das ist eine Einheit von Gegensätzen, und es schwingen darin auf jeden Fall auch die Gegensätze mit, die es zwischen Ingeborg Bachmann und Paul Celan gab“ (9f.).

Paul Celan gelangte, nach dem Tod seiner Eltern im KZ selbst nur knapp dem NS-Terror entronnen, als „Displaced Person“ auf schwierigen Wegen von seiner Heimatstadt in der Bukowina nach Wien, in der Hoffnung, dort literarischen

Anschluss zu finden. Ingeborg Bachmann wiederum, aus bürgerlichen Verhältnissen stammend, zog von Klagenfurt über Innsbruck und Graz in die von Kriegsschäden, dem Wiederaufbau und der alliierten Besatzung geprägte Bundeshauptstadt, um an der Universität Philosophie und im Nebenfach Germanistik und Psychologie zu inskribieren. In einem Brief an ihre Eltern vom 17. Mai 1948 berichtet sie freimütig über „unruhige Besuche bei Dr. Löcker, Ilse Aichinger, Edgar Jené (surrealistischer Maler), wo es sehr nett war und ich den bekannten Lyriker Paul Celan etwas ins Auge fasste.“ Bereits drei Tage später schreibt sie, offenbar nicht ganz ohne Koketterie und Stolz, Paul Celan habe sich „herrlicherweise in mich verliebt“ und ihr Zimmer sei „momentan ein Mohnfeld“ (9).

Für Helmut Böttiger, einen ausgewiesenen Kenner der Materie, der vielfach über Bachmann, Celan, die legendäre Gruppe 47 und die deutschsprachige Literatur nach 1945 publiziert hat, sind jene sechs Wochen in Wien „der rätselhafte Kern“ in der Beziehung der zwei Schreibenden, „ihr privater Mythos und der Quell unzähliger späterer Zuschreibungen“ (8). Neben einzelnen Textstellen in Briefen, wie sie zwischen Bachmann und Celan nach der Wiener Zeit, unterbrochen von längeren Pausen des Schweigens, hin- und hergehen – der umfangreiche Briefwechsel erschien bereits 2008 in einer mustergültigen Edition¹⁾ –, und neben den unzähligen, oft geheimnisvoll chiffrierten Andeutungen in ihren Gedichten, aber auch beispielsweise im Roman ›Malina‹ bleiben wir jedoch, gerade was die Frühzeit jener ersten Begegnung anbelangt, weitgehend auf Vermutungen angewiesen, wie auch Böttiger selbst bemerkt. Dennoch ist es ihm gelungen, neben zahlreichen nicht zuletzt kulturell-historisch aufschlussreichen Details viele Fakten der intensiven Beziehung, die bis zu Celans tragischem Suizid im April 1970 in Paris bestehen bleibt, zusammenzutragen. Dass er dabei deren historisch-kulturgeschichtlichen Rahmenbedingungen so akribisch nachgeht, ist das große Verdienst seiner Spurensuche, die somit auch als eine anhand dieser beiden Fixsterne am Poetenhimmel ausgerichteten Literaturgeschichte der 1950er- und 1960er-Jahre *in nuce* gelesen werden kann. In diesen beiden Jahrzehnten, die folglich den Hauptteil von Böttigers Buch ausmachen, entwickelt sich ja erst die literarische Strahlkraft und öffentliche Bekanntheit der beiden Figuren mit ihrer so unterschiedlichen Prägung und Herkunft; eine Unterschiedlichkeit, die, wie auch Böttiger nahelegt, Bachmann und Celan über die Jahre hinweg voneinander trennen wird, zugleich aber auch immer wieder gegenseitig fesselt und zueinander finden lässt.

In vierzehn chronologisch angeordneten Kapiteln geht der Literaturkritiker Böttiger der schwierigen, von steten Spannungen durchzogenen Dichterbeziehung nach, die wie vermutlich kaum eine andere in der deutschsprachigen Literatur von einer geheimen Korrespondenz innerhalb des poetischen Werks durchzogen ist.

¹⁾ INGEBORG BACHMANN und PAUL CELAN, *Herzzeit – Der Briefwechsel*. Mit den Briefwechseln zwischen Paul Celan und Max Frisch sowie zwischen Ingeborg Bachmann und Gisèle Celan-Lestrange, hrsg. und komm. von BERTRAND BADIOU, HANS HÖLLER, ANDREA STOLL und BARBARA WIEDEMANN, Frankfurt/M. 2008.

Als Quellen dienen ihm dabei neben dem Briefwechsel zwischen Bachmann und Celan jene Korrespondenzen mit zahlreichen anderen ihnen nahestehenden Zeitzeugen und Schreibenden wie etwa Heinrich Böll, Gisèle Celan-Lestrange, Klaus und Nani Demus, Günter Grass, Hans Werner Henze, Walter Höllerer oder Diet Kloos-Barendregt, einer Geliebten Celans, sowie Hans Weigel, dem Kritiker und Doyen der österreichischen Nachkriegsliteratur, der Bachmann von Beginn an literarisch förderte und mit dem sie eine Beziehung führte. In diesem Zusammenhang darf auf die rege editorische Arbeit der letzten beiden Jahrzehnte im Umfeld von Bachmann und Celan verwiesen werden, ohne die eine solch detaillierte Rekonstruktion ihrer literarischen Liebesbeziehung gar nicht möglich gewesen wäre.

Dass sich dabei ein Konfliktfeld zwischen biografisch-literaturgeschichtlichem Interesse und der Entdeckung privater Intimität auftut, wie es manche Rezensent*innen von Böttigers Buch als problematisch erachten, liegt freilich in der Natur der Sache. Es bleibt eine ambivalente Frage, die nicht zweifelsfrei zu klären ist, inwieweit sich die Person einer Künstlerin oder eines Künstlers in ihrer Privatsphäre überhaupt noch schützen lässt, wenn sie bereits zu Lebzeiten im öffentlichen Interesse gestanden ist und davon ausgehen musste, dass ihre Briefe, Tagebücher und ähnliche Dokumente einmal in die Hände Dritter gelangen würden. Gegenüber Hans Weigel, mit dem sie bereits vor der Begegnung mit Celan liiert war, äußerte Bachmann einmal die Befürchtung, ihr Briefwechsel könnte einmal gefunden werden und „ein windiger, wichtigtuertischer Dissertant“ würde ihn publizieren. Dabei spricht sie von der „Nachlassangst“, die sie befallt (zit. nach Böttiger, 75). Umgekehrt jedoch war sie „schon früh eine Spielerin, sie spielte mit ihrer Biographie und später mit den Erwartungshaltungen der Öffentlichkeit“ und „probierte ständig Rollen aus“ (42). Die Bandbreite reichte vom ‚süßen Wiener Mädels‘, über das ‚Script-Girl in der Lederjacke‘ (74ff.) bis hin zur ‚erfolgreichen, sphinxhaft-androgyn wirkenden Autorin‘, die sich zuweilen verletzt vom Kulturbetrieb zurückzog.

Bachmanns *amour fou* mit Paul Celan – nicht weniger facettenreich in Bezug auf die Klaviatur der Empfindlichkeiten und ihrer Inszenierungen – spiegelt sich unmittelbar nach der ersten Begegnung im Frühjahr 1948 in Wien in textlichen Zeugnissen wider. Zu dieser Zeit veröffentlichte die junge Autorin in der ersten Ausgabe des ›Lynkeus‹ vier Gedichte, die noch von einem an Hofmannsthal erinnernden Sehnsuchtsgefühl bestimmt seien, so Böttiger. Celan wiederum widmete am 23. Mai 1948 der jungen Klagenfurterin sein Gedicht ›In Ägypten‹, in dem er einen ganz anderen Ton anschlägt. Dass er darüber hinaus in der Sprache schrieb und dichtete, die ihm aufgrund seiner Herkunft als deutschsprachiger Jude in der Bukowina am nächsten, zugleich aber die Sprache der Täter des Holocaust war, beschäftigte ihn zeitlebens und spielt, wie Böttiger eindringlich zeigt, nicht zuletzt auch in die Beziehung zu Bachmann hinein. Der „lyrische Hintergrund“ (16) bleibt bis zuletzt die Folie, vor deren Hintergrund sich sowohl die Beziehung als auch die literarische Standortbestimmung der beiden Schreibenden abspielt. Dies lässt sich beispielsweise an Gedichten wie ›Corona‹ (Celan) oder ›Wir sagen

uns Dunkles« (Bachmann), dessen Titel eine Zeile in Celans Text unmittelbar aufnimmt, bzw. überhaupt am Band ›Die gestundete Zeit‹, der „ohne Celan nicht zu denken“ sei (90), ablesen. Dem neben 23 anderen Texten aus dem Band ›Mohn und Gedächtnis‹ Ingeborg Bachmann gewidmeten ›Corona‹ räumt Böttiger zu Recht einen zentralen Stellenwert ein und bezeichnet es als „Geheimcode“ in ihrer Liebesbeziehung. „Es ist die Dichtung, die ihren Bund stiftet, hier können Gegensätze aufgehoben und in etwas Gemeinsames überführt werden“ (58). Die Lyrik, aber auch der gemeinsame Briefwechsel werden zu einem Versprechen, das die in der Realität ersehnte, aber unerreichbare Möglichkeit des Zusammenlebens einzulösen versucht, ja, in gewisser Weise zu einem Surrogat für die verfehlten Chancen.

Celan verließ Österreich Ende Juni 1948 und siedelte sich in Paris an. Die französische Metropole entsprach dem mit dem Kreis der Bukarester Surrealisten vertrauten Celan weit mehr als das konservative und rückständige Nachkriegs-Wien, in dem die Gräueltaten der Vergangenheit nur mühsam kaschiert und nicht wirklich verarbeitet wurden. In diesem Zusammenhang kann man auch Ingeborg Bachmanns Auseinandersetzung mit Martin Heidegger in ihrer Dissertation sowie ihre Arbeit für den von den US-Alliierten beaufsichtigten Radiosender „Rot-Weiß-Rot“ sehen; als eine kritische Stimme, die sich gegen das Verdrängen zur Wehr setzt und sich um Aufbruch, um einen Neubeginn auch in sprachlich-poetischer Hinsicht bemüht. Das Ausloten des nach dem Holocaust überhaupt noch Sagbaren und das Verstummen angesichts des Unvorstellbaren, das aber doch real geschehen war, bleiben zentrale Pole im Dichten Bachmanns und vor allem Celans, um die sie zeitlebens ringen.

Auf solche und viele weitere Aspekte wie beispielsweise die so unterschiedliche Sozialisation und die verschiedenen Erfahrungshorizonte von Bachmann und Celan geht Böttiger in seinem Buch in einem klugen, gut lesbaren Stil ein, der gekonnt zwischen Zitaten aus Briefen, Zeitzeugen-Dokumenten und literarischen Quellen bzw. Interpretationen sowie kurzen zeitgeschichtlichen Exkursen wechselt. Selten beschleicht einen bei der Lektüre das Gefühl, der Autor erlänge in manch pointierter Zusammenfassung einem Zwang zu Polemik oder gar der Versuchung spekulativer Deutungen. Vielmehr gibt er beiden poetischen Individualisten und ihrem Verhältnis zueinander genügend Raum und leuchtet darüber hinaus die Hintergründe in ihren Beziehungen zu anderen Geliebten und Partnern aus.

Besondere Beachtung verdient die Darstellung der dramatischen Ereignisse rund um die Tagung der Gruppe 47 in Niendorf 1952. Sie verdeutlichen die Komplexität des Verhältnisses Bachmann–Celan, in dem so viele andere Zeitzeugen und Beteiligte wie etwa Ilse Aichinger, Walter Höllerer oder Hans Werner Richter eine wichtige Rolle spielten. Böttiger revidiert die oft verbreitete Ansicht, Celan sei bei seiner Lesung aufgrund seiner jüdischen Herkunft abgelehnt worden. Ausgangspunkt des Eklats, der rund um den aufsehenerregenden Vortrag der ›Todesfuge‹ entstand, war zwar Hans Werner Richters – angesichts von Celans Schicksal zweifellos ungeheuerlicher – Vergleich der sprachlichen Diktion des Lyrikers mit jener von Goebbels. Doch Richter, so konstatiert Böttiger, war „durchdrungen

davon, immer ein Gegner des Nationalsozialismus gewesen zu sein, und [...] einer der wenigen konsequenten Verfechter eines neuen, demokratischen Deutschlands“. Sein unangebrachtes Urteil hätte sich darauf bezogen, „was er sprachlich ablehnt: hohles Pathos, emotional aufgeladener Vortrag, voll von Ornament und Theatralik“ (126). Man mochte sich dabei an Alexander Moissi und seine artifizielle, singende Ausdrucksweise erinnern fühlen, die für norddeutsche Hörer irritierend wirkte. Dabei schien es, „dass Celan durch die Art seines Vortrags und seiner Sprache einige Ältere, die aus politischen Gründen eine radikale Kargheit forderten, irritierte und zur Kritik herausforderte“ (123). Es lagen „Welten zwischen Celans Umgang mit Literatur und der Praxis der Gruppe 47“, sodass die Problematik „eindeutig nicht an dessen [= Richters] politischer Einstellung“, sondern viel mehr „an Richters Literaturverständnis“ (131) gelegen habe. Als Literaturvermittler fühlte er sich dem Realismus und einer konservativen Kunsttradition verpflichtet, die dem Surrealismus Celans ebenso wie seiner dichterischen Inszenierung skeptisch begegnete. Desungeachtet hatte Celan im Nachkriegsdeutschland schon bald nach seiner Lesung Erfolg, auch wenn er sich selbst in der literarischen Rezeption von Ingeborg Bachmann, auf deren Vorschlag er nach Niendorf eingeladen wurde, überflügelt sah, was das Verhältnis zu ihr ebenfalls belastete.

Nach der Tagung der Gruppe 47 verebbte der Briefverkehr zwischen Celan und Bachmann tatsächlich für mehr als fünf Jahre. Bereits zuvor hatte er ihr deutlich signalisiert, dass ein Zusammenleben für ihn nicht mehr in Frage kommen würde. Das Wiedersehen in Deutschland brachte für den Dichter, der bereits Ende 1951 Gisèle Lestrangé kennengelernt hatte, eine aus dem Hochadel stammende Künstlerin, die er im Dezember 1952 heiratete, die endgültige Gewissheit. In einem Brief an Bachmann vom Herbst 1951 bezeichnete er die Beziehung mit ihr und das Vergangene als „ein Vergehen. Du weißt es, ich habe es Dich fühlen, ja wissen lassen“. Woraufhin die junge Lyrikerin resigniert feststellte: „Ich habe alles auf eine Karte gesetzt und ich habe verloren“ (zit. nach Böttiger, 88). Als sie bei der Tagung der Gruppe 47 im Herbst 1952 in Göttingen den Komponisten Hans Werner Henze kennenlernte, folgte sie ihm ein Jahr später nach Ischia, wo sie ihre Leidenschaft für Italien entwickelte. Nicht zuletzt der 2004 erschienene Briefwechsel zwischen der Dichterin und dem Musiker,²⁾ dessen Homosexualität anfangs noch kein Hindernis für ein Zusammenleben und Überlegungen zu einer Ehe bildete, dokumentiert neben dem künstlerisch-kreativen Prozess auch hier die Unmöglichkeit des Zusammenfindens zweier unterschiedlicher Temperamente – ähnlich wie später in der Beziehung zu Max Frisch, auf die Böttiger ebenfalls eingeht.

›Wir sagen uns Dunkles‹ spürt den vielfach verwickelten Spuren im Verhältnis zwischen Bachmann und Celan bis in wohl auch für viele Kennerinnen und Kenner weitgehend unbekanntes biografische Details nach, so etwa auch Bachmanns Verhältnis zum französischen Journalisten Pierre Evrard oder Celans neben seiner

²⁾ INGEBORG BACHMANN, HANS WERNER HENZE, Briefe einer Freundschaft, hrsg. von HANS HÖLLER, München 2004.

Ehe geführten Liebesbeziehungen zu anderen Frauen wie Brigitta Eisenreich oder Diet Kloos-Barendregt.³⁾ Die Fülle an Stoff, der über die Verbindung und den literarischen Diskurs zwischen Bachmann und Celan hinausgeht, ohne den diese aber nur schwer zu verstehen sind, ist beeindruckend. Dabei wagt sich Böttiger nur selten in allzu spekulative Vermutungen oder freizügige Interpretationen vor, sondern orientiert sich am Material, welches den Ausgangspunkt zum Faktischen liefert.

Als es im Oktober 1957 anlässlich einer Tagung des Wuppertaler Bundes zu einer Wiederbegegnung mit der inzwischen in Rom lebenden Bachmann kommt, finden Celan und sie erneut zueinander. Nicht nur Bachmann schrieb in Folge „ihre persönliche Geschichte mit Paul Celan in Literatur um“ (189), auch „Celan erhob Bachmann im Nachhinein [...] zu einer Muse“, erlebte aber zugleich in ihr eine Geliebte, Gleichgesinnte und „ebenbürtige Gesprächspartnerin“ (195). Während die literarische Korrespondenz in Gedichten wie ›Köln, am Hof‹ (Celan) mit dem bezeichnenden Anfangswort „Herzzeit“ bis hin zu Bachmanns Roman ›Malina‹ fortgeführt wird und sogar zur gemeinsamen intensiven Beschäftigung mit Martin Heidegger reicht, spitzt sich das Drama ihrer Beziehung immer weiter zu. Die Tragik, miteinander verbunden zu sein und sich doch zu verfehlen, korrespondiert mit für beide zunehmenden und auch für die Außenwelt immer unübersehbaren Zeichen der Krankheit. Als sich Klaus Demus in einem Brief an Paul Celan sehr offen über dessen krankhafte Zustände, den Verfolgungswahn und die Paranoia äußert, kann er nicht mehr wirklich vordringen.

Auch Bachmann ringt um ehrliche Worte, etwa in einem am 27. September 1961 formulierten langen Brief. „Es ist ein bewegender Brief, der ihre ganze Verzweiflung über die Unmöglichkeit einer Beziehung zu ihm ausdrückt, und gleichzeitig spricht er vollkommen klar aus, dass sie mit Celans psychischem Zustand, seiner Erkrankung überfordert war“ (248). Unter anderem heißt es darin: „Du willst das Opfer sein, aber es liegt an Dir, es nicht zu sein.“ (zit. nach Böttiger, 249) Abgeschickt hat sie diesen Brief jedoch nie. Für die in Rom lebende Dichterin bleiben Tabletten, Nikotin und Alkohol nicht zuletzt nach der erschütternden Nachricht von Celans Freitod ein Zufluchtsort bis zuletzt. „Ich habe ihn mehr geliebt als mein Leben“, wird sie ihre Prinzessin von Kagran im Roman ›Malina‹ über den geheimnisvollen Fremden im schwarzen Mantel, hinter dem niemand anderer als Celan steht, sagen lassen. Und so bleibt die Figur der ‚Fremdheit‘, die Celan in seinem Gedicht ›In Ägypten‹ mit Bezug auf Ingeborg Bachmann geprägt hat, die schicksalhafte Bestimmung und Konstante.

DOI: https://dx.doi.org/10.1553/spk53_s133

Bernhard J u d e x (Salzburg)

³⁾ Vgl. BRIGITTA EISENREICH, Celans Kreidestern. Ein Bericht. Mit Briefen und anderen unveröffentlichten Dokumenten, Berlin 2010; PAUL CELAN, „Du mußt versuchen, auch den Schweigenden zu hören“. Briefe an Diet Kloos-Barendregt, hrsg. von PAUL SARS, Frankfurt/M. 2002.